

Deutsche Kolonialdenkmäler in Afrika

Möglichkeiten und Grenzen des interkulturellen Transfers von Erinnerungsweisen

Von Winfried Speitkamp

Denkmäler sind nur scheinbar starre Objekte. Ihre Intention ist zwar in der Gestaltung festgeschrieben, Wirkung und Funktion ergeben sich aber erst aus dem sozialen und kulturellen Kontext, in dem sie wahrgenommen und genutzt werden. Das zeigt sich in besonders markanter Weise an den Denkmälern, die die europäischen Kolonialherren seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in ihren neuerworbenen afrikanischen Territorien errichteten. Im Umgang mit diesen Herrschafts- und Erinnerungszeichen offenbaren sich Merkmale der europäischen wie der afrikanischen Erinnerungskultur. Zugleich zeigen sich Möglichkeiten und Grenzen der Aneignung und Nutzung kolonialer Herrschaftssymbolik für protonationale Emanzipation und staatliche Integration. Mit dem Wandel afrikanischer Erinnerungskulturen während und nach der europäischen Kolonialherrschaft in Afrika befaßt sich ein Teilprojekt des Sonderforschungsbereichs „Erinnerungskulturen“, das am Historischen Institut angesiedelt ist (siehe Seite 4).

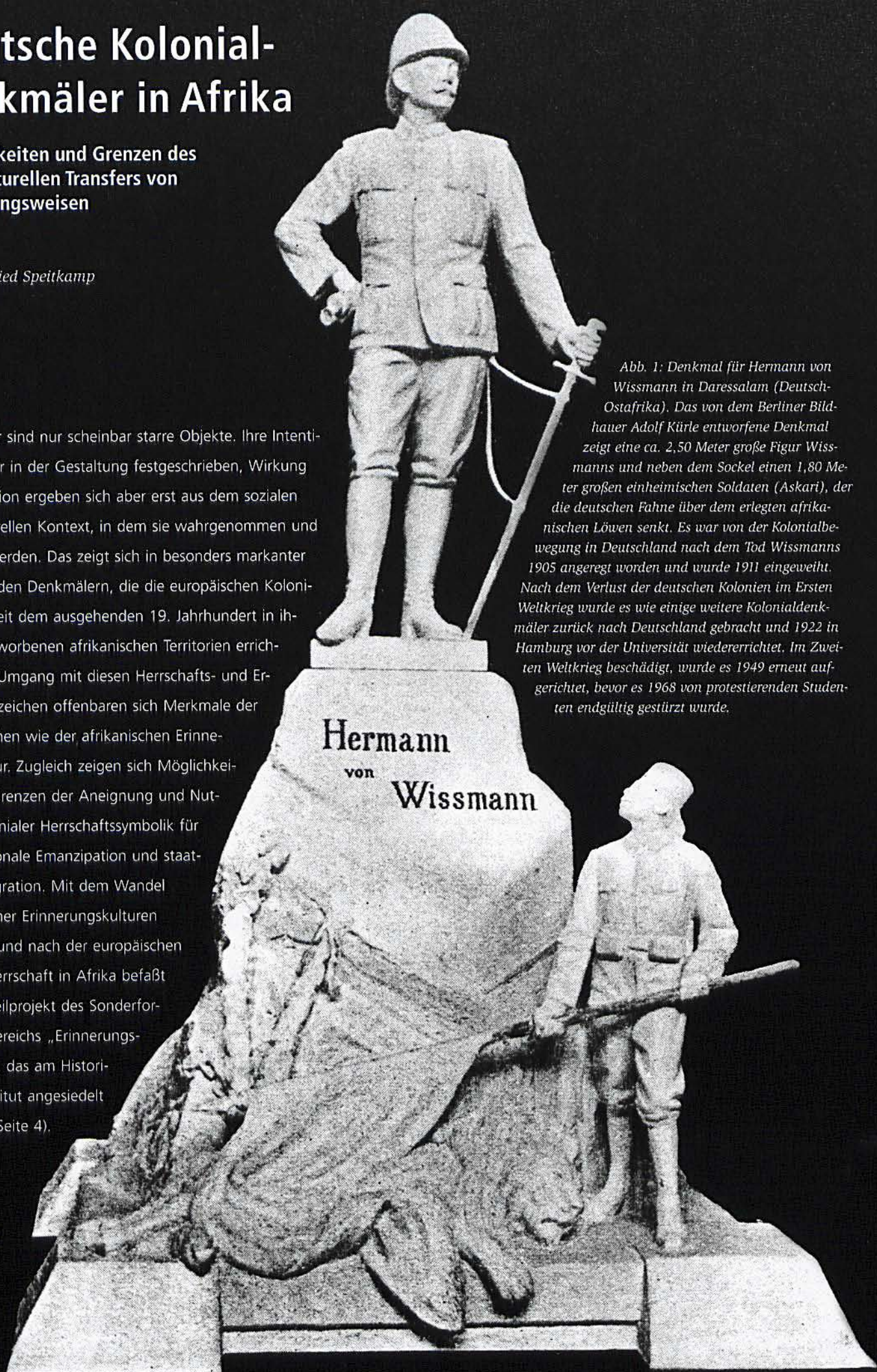


Abb. 1: Denkmal für Hermann von Wissmann in Daressalam (Deutsch-Ostafrika). Das von dem Berliner Bildhauer Adolf Kürle entworfene Denkmal zeigt eine ca. 2,50 Meter große Figur Wissmanns und neben dem Sockel einen 1,80 Meter großen einheimischen Soldaten (Askari), der die deutsche Fahne über dem erlegten afrikanischen Löwen senkt. Es war von der Kolonialbewegung in Deutschland nach dem Tod Wissmanns 1905 angeregt worden und wurde 1911 eingeweiht. Nach dem Verlust der deutschen Kolonien im Ersten Weltkrieg wurde es wie einige weitere Kolonialdenkmäler zurück nach Deutschland gebracht und 1922 in Hamburg vor der Universität wiedererrichtet. Im Zweiten Weltkrieg beschädigt, wurde es 1949 erneut aufgerichtet, bevor es 1968 von protestierenden Studenten endgültig gestürzt wurde.

Die nationalen Denkmäler des 19. Jahrhunderts sind Herrschaftszeichen. Das gilt in besonderem Maß für die Denkmäler der europäischen Kolonialherren in Afrika: Durch Denkmäler besetzten die Kolonialherren auch symbolisch den afrikanischen Raum, sie unterwarfen zugleich die afrikanische Geschichte und ordneten sie den Gedenkformen und der Erinnerungspolitik der europäischen Metropolen unter. Doch so offensichtlich die Intention erscheint, so schwierig ist es, die Wahrnehmung und Wirkung europäischer Denkmäler im afrikanischen Kontext zu beurteilen. Denn vor dem Hintergrund der kolonialen Situation, in der sich Kulturen überlagerten, treten Grundprobleme der Erforschung von politischen Denkmälern augenfällig hervor.

Denkmäler zwischen politischer Intention und gesellschaftlicher Praxis

Denkmäler sind als materiale Objekte dem Anschein nach statisch, starr und unwandelbar. Nur durch buchstäblich handgreifliche Beeinflussung und im wörtlichen Sinn gewaltsamen Eingriff können sie verändert werden. Deshalb scheinen ihr Sinn und ihre Aussage in Form, Material, Elementen und Inschriften festgeschrieben. Die Objekte können exakt ermittelt und aufgenommen, ausgewertet und typologisiert werden. Sie können, wenn es sein muß, auch relativ problemlos versetzt und an anderer Stelle, sogar im Museum, wieder errichtet werden, ohne ihrer Form und der damit intendierten Aussage zu schaden.

Eine derartige äußerliche Sicht auf Denkmäler als primär materiale Objekte ist in der neueren Forschung allerdings in Frage gestellt worden. Der Blick richtete sich nun mehr und mehr auf die soziale Praxis, auf den Umgang mit Denkmälern, auf die Rezeption in der Gesellschaft, das heißt beispielsweise auf Denkmalinitiativen und Sammlungen, auf Feiern und Ansprachen am Denkmal. Erst dadurch werde

Denkmälern Sinn zugesprochen. Auch aus vergleichbaren formalen Aussagen könnten also unterschiedliche Identitätsangebote herausgelesen und zum Beispiel differierende nationale Vorstellungen abgeleitet werden.

Diese Neubewertung löst freilich nicht alle Probleme. Wie eindeutig nämlich die Aussagen von Denkmälern sind, wie offen ihre Sinnzuweisung ist, kann der Blick auf die Ruhelage europäischer Nationaldenkmäler vielleicht nicht hinreichend erhellen. Eine derartige Analyse untersucht das Objekt nur im Kontext der eigenen symbolischen Praxis,

bewußt eine alte Tradition abgebrochen werden. Die imperialen Denkmäler gerieten damit von vornherein in eine konfrontative Situation. Sie waren damit im übrigen auch ständig der Gefahr ausgesetzt, bei einem politischen Wechsel umgestaltet oder gestürzt zu werden.

Elsaß-Lothringen als Muster

Diese Grenzsituation ist schon am Fall des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen nach 1871 zu studieren. Zahlreiche Denkmäler im weitesten Sinn, von Hohenzollern-

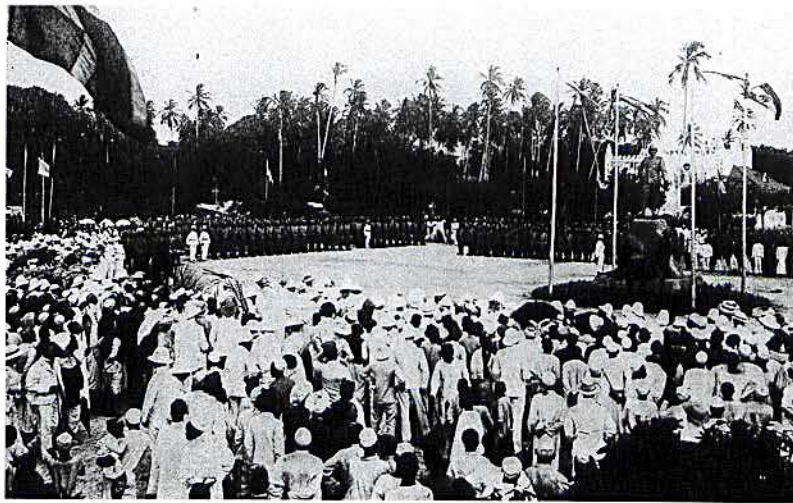


Abb. 2: Einweihung des Denkmals für Hermann von Wissmann in Daressalam.

die sich die entsprechende Form erschaffen hat. Aufschlußreich zur Analyse von Denkmälern ist deswegen nicht der Normalzustand von Denkmälern, in dem Form und Praxis letztlich verbunden bleiben, sondern die Grenzsituation der Denkmäler, und dies in wörtlicher wie in übertragener Bedeutung. Das betrifft die Grundherausforderung des europäischen Imperialismus und seiner symbolischen Praxis. Er setzte nationale Zeichen und Denkmäler in fremdes, unterworfenen Territorium, um die Inbesitznahme des Landes symbolisch zu unterstreichen und dessen Geschichte zu überformen oder gar zu vereinnahmen. Dabei wurde nicht nur eine neue Tradition gestiftet, sondern mußte zugleich und

monumenten über restaurierte Burgen bis hin zu neu errichteten Herrschaftsgebäuden, symbolisierten hier die neue preußisch-deutsche Herrschaft; ihr Schicksal schien folglich an die Selbstbehauptung der Deutschen in Elsaß-Lothringen gekoppelt. Als das Reichsland 1918/19 wieder unter französische Herrschaft geriet, wurden tatsächlich alle diejenigen Denkmäler gestürzt, die unzweideutig und ausschließlich mit deutscher Identität verbunden waren. Denkmäler deutscher Kaiser, die während der Reichslandzeit beispielsweise in Metz errichtet worden waren, so hat die Historikerin Annette Maas herausgearbeitet, wurden mit obrigkeitlicher Initiative und populärer Beteiligung gestürzt, die Denkmal-

standorte durch Monumente der französischen Symbolik neu belegt.

Die elsässische Hohkönigsburg aber, die der deutsche Kaiser Wilhelm II. 1899 im ruinösen Zustand zum Geschenk erhalten und seit 1900 wiederaufgebaut hatte, blieb stehen, obwohl der Kaiser sie in spätgotischen Formen komplett hatte rekonstruieren lassen, und zwar ausdrücklich als Gegenstück zur westpreußischen Marienburg. Wie diese im Osten sollte die Hohkönigsburg im Westen von der Geschichte, Macht und Zukunftsfähigkeit des Deutschen Reiches zeugen. Die neue innere Ausgestaltung der Burg betonte die Tradition deutscher Herrscher im Elsaß seit dem Frühmittelalter und die lange kulturelle Zugehörigkeit des Elsaß zu Deutschland. Auch die Einweihung im Jahr 1908 und weitere Feste standen für eine unzweideutige deutschnationale Botschaft. Trotzdem wurde die Burg von Frankreich nach 1918 weder geschleift noch auch nur wesentlich umgestaltet, vielmehr wurde sie allein durch das Aufziehen der französischen Fahne als französisches Nationaldenkmal annektiert.

Die neogotische Gestaltung erleichterte die Übernahme. Denn das elsässische Restaurationsprojekt entsprach nach Form und Vorgehen ganz der Theorie und Praxis Viollet-le-Ducs und den großen französischen Restaurationsprojekten des 19. Jahrhunderts, etwa Pierrefonds, Carcassonne oder dem Mont Saint-Michel. So betonte man nun die enge Verbundenheit der Elässer mit dem Restaurationsprojekt – immerhin hatte es mehreren hundert elsässischen Handwerkern auf Jahre hinaus Arbeit gegeben; das Projekt war zudem für das elsässische Fremdenverkehrsgewerbe äußerst attraktiv. Verwies man dann noch auf die lange Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich und interpretierte die mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte der Hohkönigsburg als Teil der französischen Tradition, so konnte man das deutsche Nationaldenkmal zwanglos und zügig in die französische Erinnerungskultur übernehmen. Nur nebenbei sei vermerkt, daß die Hohkönigsburg als polit-künstlerischer Fehltritt aus der deutschen Erinnerungskultur fast umgehend hinausgeworfen wurde

und heute – obwohl nach den Besucherzahlen ähnlich populär wie die Wartburg – in Deutschland kaum mehr beachtet wird.

Daran zeigt sich, daß ein Denkmal erst in seinem historischen Kontext, seiner Rezeption, seiner Kommunikation mit wechselnden Öffentlichkeiten Bedeutung gewinnt. Denkmäler existieren nicht per se, sondern lediglich durch die, die sich erinnern oder gedenken. Sie formen nicht kollektive Identität, sondern werden umgekehrt von der kollektiven Identität geprägt. Notwendig erscheint es somit nicht nur, die Baugeschichte nationaler Denkmäler zu schreiben, sondern ebenso, sich mit der Kommunikationsgeschichte von Denkmälern, mit ihrem Standort in Gesellschaft und Zeit, zu beschäftigen.

Koloniale Personendenkmäler

Das gilt erst recht in Hinsicht auf imperiale Denkmäler des Deutschen Reichs in den afrikanischen Kolonien. In dem seit 1884 vom Reich erworbenen afrikanischen Kolonialgebiet, das die sogenannten

Traditionsbildung und Geschichtskonstruktion in Afrika während und nach der Kolonialherrschaft

Ein Teilprojekt des Sonderforschungsbereichs 434 „Erinnerungskulturen“ der DFG am Historischen Institut befaßt sich seit Anfang 1997 mit dem Wandel afrikanischer Erinnerungskulturen unter dem Einfluß der europäischen Kolonialherrschaft. Nachdem in der ersten Phase das Augenmerk auf die Überlagerung und Kollision europäischer und afrikanischer Erinnerungsweisen in der kolonialen Situation gerichtet wurde, widmet sich das Forschungsprojekt in der zweiten Phase seit Beginn des Jahres 2000 unter dem Thema „Nationsbildung, Staatsgründung und Erinnerungspolitik in Afrika“ den Funktionen von Tradition,

Erinnerung und Geschichte im Prozeß der Dekolonisation. Im Mittelpunkt steht dabei das Dissertationsvorhaben des wissenschaftlichen Mitarbeiters Hartmut Heppe, M.A., das sich mit der Rolle der Geschichtswissenschaft im Prozeß der Nationsbildung und Staatsgründung in den ostafrikanischen Staaten Tansania, Uganda und Kenia beschäftigt. Diese Staaten haben trotz einer ähnlichen Ausgangslage sehr unterschiedliche Muster nationalstaatlichen Selbstverständnisses entwickelt. Es geht darum, wie im Zuge der Dekolonisation nach dem Zweiten Weltkrieg im subsaharen Afrika Vorstellungen von Nation und Staat

entstanden und sich wandelten, wie sie in die Geschichtsbilder eingingen und von der Geschichtswissenschaft geformt und transportiert wurden, welche institutionellen Vorbedingungen und politischen Einflüsse dabei eine Rolle spielten. Daneben werden der Projektleiter, Prof. Dr. Winfried Speitkamp, und der Mitarbeiter in weiteren Fallstudien den öffentlichen Umgang mit Geschichte in afrikanischen Staaten untersuchen, um zu klären, wie vor-koloniale Tradition und koloniale Erfahrung in die postkoloniale Erinnerungspolitik integriert wurden.



Abb. 3: Bismarck-Brunnen in Buea (Kamerun) aus dem Jahr 1899. Buea wurde seit 1897 als deutsche Verwaltungszentrale in Kamerun ausgebaut. Das Bismarck-Medaillon auf dem aus Bruchsteinen gefertigten Brunnen hatte der Stationschef selbst geschaffen. Der Brunnen ist heute noch vorhanden.

„Schutzgebiete“ Deutsch-Ostafrika (heute im wesentlichen: Tansania, Ruanda, Burundi), Togo, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika (Namibia) umfaßte, errichteten die Kolonialherren neben Militärstützpunkten, Verwaltungsgebäuden und Kirchen auch Denkmäler im engen Sinn. Der größte Teil der Kolonialdenkmäler erinnerte an konkrete Personen, an die Helden und Praktiker der kolonialen Eroberung und Herrschaft. Dabei handelte es sich vor allem um Entdecker und Militärs, aber auch um Forscher, Ärzte oder Verwaltungsleiter, oft um Männer der ersten Stunde, die wie der Kolonialoffizier und Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Hermann von Wissmann, bald zu mythischen Gestalten nationalen Eroberungsdrangs, Abenteuergeistes und Forschungsinteresses aufstiegen. Viele von ihnen hatten zunächst nur für die jeweilige Region oder Kolonie besondere Bedeutung erlangt und gingen dann über das lokale Gedenken in die nationale Erinnerungskultur ein.

Gemeinsam war den Personendenkmälern, daß sie in der Regel aus dem Kreis der unmittelbar an den Kolonien Interessierten initiiert wurden. Dazu zählten die Vereine der Kolonialbewegung, die in der Deutschen Kolonialgesellschaft zusammengeschlossen waren, militärische Einheiten, namentlich Mari-

ne-Einheiten, Kaufleute und ihre Organisationen in Deutschland und Übersee sowie Verwandte und Freunde der zu Ehrenden. Die Personendenkmäler wurden eher aus ortsfremden Materialien hergestellt, einige größere Personendenkmäler, durchweg Bronzestatuen, stammten aus deutschen Gießereien und wurden dann per Schiff nach Afrika gebracht. In manchen Fällen gelangten die Denkmäler quasi im internen Bereich der Kolonialherren zur Aufstellung, etwa innerhalb des Geländes von Regierungsgebäuden. Sie waren damit für die einheimische Bevölkerung schlecht zugänglich. Andere Personendenkmäler wurden an öffentlich besser einsehbaren Stellen errichtet, in der Regel aber in Verbindung mit Herrschaftsgebäuden, als Element der Demonstration kolonialer Leistung.

Herrscher- und Bismarckdenkmäler in Afrika

Im Zuge der Festigung kolonialer Herrschaft und der Durchdringung des Territoriums wurden die Personendenkmäler ergänzt um eigentliche Herrschaftsdenkmäler mit nationalem Anspruch. In der Regel handelte es sich dabei um Denkmäler der Herrscher selbst, etwa wie im belgischen Kongo um ein Reiterstandbild des belgischen Kö-

nigs Leopold II. Nur im Fall der deutschen Kolonien nahmen die Herrschaftsdenkmäler zumeist nicht auf den Monarchen, sondern auf Bismarck Bezug. Bismarck-Brunnen, Bismarck-Büsten, Bismarck-Medaillons und Bismarck-Felsen sowie auch Bismarck-Straßen stellten den ersten deutschen Reichskanzler in den Mittelpunkt der kolonialen Erinnerungskultur. Kaiser Wilhelm II. dagegen tauchte in den deutschen Kolonien im Denkmal kaum auf, und im Vergleich zu Bismarck eher selten fanden sich Denkmäler Wilhelms I. Nur in der Namensgebung der kolonialen Hauptorte genoß die Kaiserstraße noch Vorrang vor der Bismarck-Straße.

Die Dominanz Bismarcks hing damit zusammen, daß zur Zeit des ersten Reichskanzlers das deutsche Kolonialreich begründet worden war und Bismarck nach seinem Ausscheiden aus dem Amt 1890 und besonders nach seinem Tod 1898 zunehmend zum mythischen Schöpfer deutscher Weltmacht stilisiert wurde. Der Vorrang Bismarcks war insofern vor allem Ausdruck der Jahrhundertwende-Stimmung in Deutschland. Zu dieser Zeit entstanden im Reich auf Initiative nationalistischer Bewegungen zahlreiche Bismarck-Denkmäler



Abb. 4: Bismarck-Denkmal in Daresalam.



Winfried Speitkamp, Jahrgang 1958, wurde 1986 in Marburg mit einer Arbeit zur kurhessischen Verfassungsgeschichte von 1813 bis 1830 promoviert. 1994 habilitierte er sich in Gießen mit einer Studie zur Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland zwischen 1871 und 1933. Er ist Mitglied der Historischen Kommission für Hessen und des Hessischen Landesdenkmalrats. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und betreffen vor allem die Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert, die Geschichte von Kulturpolitik, Denkmalpflege und politischer Symbolik, die Jugend- und Bildungsgeschichte sowie den europäischen Kolonialismus. Seit 1997 leitet er im Gießener Sonderforschungsbereich 434 „Erinnerungskulturen“ der DFG Teilprojekte zur Traditionsbildung und Geschichtskonstruktion im subsaharischen Afrika während der Phase von Kolonialherrschaft und Dekolonisation.

und Bismarck-Türme, die eine nationale Sammlung mit weltpolitischer Ausrichtung einforderten. Bismarck war vor diesem Hintergrund auch für die Kolonien als Symbol nationaler Stärke und geeinter Kampfkraft ein attraktives Denkmalmotiv. Vor allem drückten die Bismarck-Denkmäler in den Kolonien die nationale Ausrichtung der Kolonie und ihrer deutschen Bevölkerung aus. Tatsächlich ging die Initiative zu Bismarck-Kolonialdenkmälern meist von Personen oder Amtsträgern vor Ort aus. Deshalb handelte es sich in der Regel auch nicht um aufwendige Monumente und Standbilder, sondern allenfalls um Büsten oder sogar lediglich um Medaillons, die nach zeitüblichen Vorbildern gestaltet waren und an Felsen oder an Brunnen aus ortsüblichem Material angebracht wurden.

Krieger- und Siegesdenkmäler

In Intention und Gestaltung noch enger in die koloniale Situation hineingestellt war eine sachlich und zeitlich am Ende stehende Gruppe von Denkmälern, diejenigen Objekte nämlich, die an konkrete koloniale Geschehnisse erinnerten, meist an die Leistungen und Opfer der Kolonialtruppen bei der Niederschlagung von Widerständen und Unruhen. Zahlenmäßig stand diese Denkmalgruppe hinter den Personen- und Herrschaftsdenkmälern weit zurück, manches blieb namentlich im deutschen Bereich im Planungsstadium stecken und konnte wegen des Verlustes der deutschen Kolonien im Ersten Weltkrieg nicht mehr realisiert werden. Verwirklicht wurden insbesondere einige Denkmäler zur Erinnerung an den sogenannten Araber-Aufstand in Ostafrika in den späten 1880er Jahren und an den Herero-Nama-Aufstand in Südwestafrika von 1904 bis 1907.

Die Denkmäler gingen auf Initiativen von Truppeneinheiten zurück und drückten deren Erinnerungsbedürfnisse aus. Im Mittelpunkt stand, besonders nach 1900, nicht mehr der Feldherr oder Offizier,

sondern der gemeine Soldat als Teil einer kämpfenden Gemeinschaft. Kaiser und Reich wurden zwar in Inschriften erwähnt, aber doch in eher stereotyper Form. Gewürdigt wurden dagegen vor allem Tapferkeit, Treue und Kameradschaft der Soldaten, letztlich ging es um die Bereitschaft zum Tod für die Gemeinschaft. Diese soldatischen Tugenden wurden primär als Tugenden der kolonialen Gemeinschaft vor Ort präsentiert, zugleich als Auftrag zu weiterer Wachsamkeit und Tapferkeit. Besonders das Ma-

rinedenkmal in Swakopmund aus dem Jahr 1908 und der sogenannte „Reiter von Südwest“ aus dem Jahr 1912 machen das deutlich: Beide Denkmäler zeigen normale Soldaten, Marinesoldaten im ersten Fall, einen Schutztruppenreiter im zweiten Fall. Die Sockel bestanden aus Naturstein der Umgebung, sie imitierten eine natürliche Felsenlandschaft. Die überlebensgroßen bronzenen Soldatenstatuen, in Deutschland gegossen, waren überaus realistisch, bis in die Bewegung hinein natürlich gestaltet, so daß sie mit



Abb. 5: Denkmal für die Wissmann-Truppen in Bagamoyo (Deutsch-Ostafrika) aus dem Jahr 1894. Als Abschluß des etwa zehn Meter hohen, heute nicht mehr erhaltenen Denkmals war ein auf einem Kanonenrohr stehender Adler mit ausgebreiteten Schwingen vorgesehen. Die in das Denkmal eingelassenen Bronzetafeln enthielten eine Widmung an die Gefallenen der Schutztruppe Wissmanns und führten die Gefechte sowie die Namen der gefallenen oder gestorbenen deutschen Angehörigen der Truppe auf.

dem Sockel eine Szene kolonialen Alltags nachstellten, wenn nicht gar nachspielten, ganz anders als die starren Personendenkmäler. Diese Denkmäler stilisierten Pflichterfüllung und Kampfgemeinschaft der Deutschen in Afrika, die sich - zumal angesichts der nach 1904/05 zunehmenden öffentlichen Kritik aus dem Reich an Mißständen in den Kolonien - letztlich auf sich selbst gestellt sahen und gegen die Widrigkeiten und Widerstände vor Ort und in der Heimat nur mit soldatischer Kameradschaft und Opferbereitschaft meinten überleben zu können.

Die öffentliche Inszenierung der Denkmäler

Die soziale und kulturelle Praxis um die Denkmäler in den Kolonien weist eine merkwürdige Ambivalenz auf. Auf den ersten Blick waren die Denkmäler als Objekte keineswegs völlig leer. Die Denkmäler folgten in Intention und Gestaltung europäischen Modellen, sie waren Bestandteil und Ausdruck der Denkmalkultur europäischer Nationen des späten 19. Jahrhunderts und demonstrierten insofern den unverblünten Versuch, eine europäische Form des Gedenkens einem fremden Kontinent überzustülpen. Freilich verschob sich ihr Bezug zur einheimischen, afrikanischen Kultur. Das läßt sich durchaus schon an Form und Standort ablesen: Immer öfter wurden heimische Materialien verwendet, immer stärker natürliche Gegebenheiten in die Anlage einbezogen und immer mehr in naturalistischer Form



Abb. 6: Marinedenkmal in Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika/Namibia) aus dem Jahr 1908.

koloniale Situationen, freilich wie die Kolonialherren sie sahen, inszeniert. So rückten die Denkmäler auch an die Öffentlichkeit: Anfangs wurden die Objekte meist innerhalb geschlossener Anlagen angelegt und zielten vornehmlich auf die Siedler und Militärs, die sich auch symbolisch und kulturell innerhalb einer feindlichen Umwelt abgrenzten und nach innen zusammenschlossen. Später erschienen die Denkmäler stärker in der Öffentlichkeit, wie Bismarck-Brunnen, oder sie wandten sich sogar dezidiert an die Außenwelt, wie die Krieger- und Siegesdenkmäler.

Die Denkmäler dienten freilich nach wie vor primär der Selbstinszenierung der kolonialen Gemeinschaft, dies zunehmend aber unter

Einschluß der einheimischen Bevölkerung. Dazu wurden vor allem Feiern am Denkmal genutzt, an erster Stelle Einweihungsfeste, Kaisergeburtstage und Kriegergedächtnisfeiern. Derartige Feiern, namentlich Einweihung und Kaisergeburtstag, folgten dem üblichen Ritual: geordnetes Auftreten der Deutschen am Ort, Ehrenkompanie und Geschützsalut, Begrüßungen und Festessen, Ansprachen, Lieder und Vorführungen. Die feiernde Gemeinschaft gab sich zwar in den Reden und Festbestandteilen dezidiert deutschnational und reichstreu, aber sie präsentierte sich auch als besondere Gemeinschaft, als koloniale Elite, und das Denkmal wurde so zum symbolischen Mittelpunkt der ideellen und realen Gemeinschaft vor Ort.

JUSTUS-LIEBIG-



UNIVERSITÄT
GIESSEN

apl. Prof. Dr. Winfried Speitkamp

Historisches Institut – Neuzeit I
Otto-Behaghel-Straße 10, Haus C
35394 Gießen
Tel.: 0641/99-28162
Fax: 0641/99-28169
e-Mail: winfried.speitkamp@geschichte.uni-giessen.de

Die einheimische Bevölkerung versuchte man ebenfalls an den Feiern zu beteiligen, doch in genau umrissener Funktion: Einheimische Truppeneinheiten, Verwaltungsangestellte, Schüler der Missionsschulen und auch einheimische Würdenträger nahmen als Zuschauer teil, oder sie mußten durch Lieder und Aufführungen, durch Reiter Spiele und Tänze quasi als Darsteller ihrer selbst eine Funktion im Festritual übernehmen. So versuchte man auch, Denkmäler zum Mittelpunkt von folkloreartigen Festen der einheimischen Bevölkerung zu machen. Durch derartige Arrangements wurde der einheimischen Bevölkerung symbolisch ein Platz im kolonialen Herrschaftsgefüge zugewiesen. Hintergrund war ein Umdenken in der Kolonialpolitik. Zunehmend wurde der Zerfall afrikanischer Kulturformen beklagt und explizit ein „Heimatschutz“ für die Kolonien gefordert. In diesem Zusammenhang wollte man vermeintlich althergebrachte afrikanische Stammesbräuche und Sitten wieder beleben. So wollte man einerseits die Anerkennung und Unterstützung afrikanischer Kulturwerte unterstreichen, andererseits die paternalistische Fürsorge der Deutschen belegen und als Legitimation der Kolonialherrschaft heranziehen. Die Denkmäler bekamen vor diesem Hintergrund eine neue öffentliche Funktion.

Kolonialdenkmäler zwischen afrikanischer und europäischer Erinnerungskultur

Die tatsächliche Akzeptanz der Denkmäler, ihre Übernahme in die afrikanische Fest- und Erinnerungskultur, ist allerdings schwer zu messen. In der Regel blieben die Denkmäler in der afrikanischen Gesellschaft der Kolonialzeit fremd und unverständlich. In ihrer Aussage starr und hermetisch, widersprachen sie den offenen und flexiblen Erinnerungsweisen und Erinnerungsbedürfnissen der afrikanischen Bevölkerung. Die Kolonialherren wollten zudem die Interpretationshoheit behalten und eine

wirkliche Aneignung der Denkmäler durch eine autonome kulturelle Praxis der Einheimischen verhindern. Das hätte dem Zweck der Denkmäler widersprochen.

Langsam allerdings entwickelte sich unterhalb und neben der Erinnerungskultur der Kolonialherren ein eigenständiger Umgang der Kolonialisierten mit den Denkmälern und Symbolen der Herrschaft. Am augenfälligsten trat dies nach dem Ende der deutschen Kolonialherrschaft zutage. In Südwesafrika beispielsweise begannen die beim Herero-Nama-Aufstand den Deutschen unterlegenen Einheimischen



Abb. 7: Der „Reiter von Südwest“ in Windhoek (Deutsch-Südwesafrika/Namibia) aus dem Jahr 1912. Das rund zehn Meter hohe Monument ging auf den Schöpfer des Wissmann-Denkmal, Adolf Kürle, zurück. Es ist bis heute an seinem Standort erhalten geblieben.

in den 1920er Jahren, in ihre Gedenkfeiern Symbolelemente der deutschen Sieger aufzunehmen, an erster Stelle Uniformen und Fahnen, und sie mit vorkolonialen Traditionselementen etwa des Ahnenkults zu verbinden. In dieser eigenartigen synkretistischen Praxis der Vermischung von Gedenkweisen und Symbolen schlugen sich Versuche nieder, dem Zerfall der Gesellschaftsstrukturen und der zuneh-

menden sozialen Unsicherheit in der kolonialen Situation mit einer Konstruktion neuer kollektiver Identität zu begegnen. Man könnte dies als eine Art ethnisch-sozialen, protonationalen Rekonstruktionsansatz bezeichnen. Durch Erinnerungspolitik und Erinnerungsriten sollte die alt-neue nationale Identität abgesichert werden. Dazu gehörte der Rückgriff auf vorkoloniale Riten, die nun gezielt um koloniale, sogar christliche Elemente ergänzt wurden. Die Verbindung von Vorkolonialem und Kolonialem war flexibel, manchmal spielerisch, zum Teil innovativ, etwa im Aufgreifen religiöser Erweckungsgedanken, sie vermied jedenfalls politische Festlegungen, sicherte aber größtmögliche Integrationsfähigkeit.

Wiederholt wurde auch die Idee des Totendenkmals aufgegriffen, indem für Gedenkfeiern ad hoc kleine Denkmäler als Mittelpunkt von Ahnenfeiern errichtet wurden. Diese Denkmäler waren allerdings mobil, umsetzbar und wieder zu entfernen, wenn Konflikte mit den Kolonialherren drohten. Daß gerade Grabdenkmäler dabei eine Rolle spielten, hatte, wie die Historikerin Gesine Krüger herausgearbeitet hat, einen besonderen Grund: Gräber galten als sakrale Orte, ihre Anlage machte das Land, auf dem sie lagen, zum Eigentum der Familie und Ethnie dessen, der begraben worden war. Das von den Kolonialherren annektierte Land, der durch Denkmäler besetzte Raum, konnte somit über den in Grabanlagen materialisierten Ahnenkult symbolisch zurückgewonnen werden.

Den eigentlichen Kolonialdenkmälern kam dagegen nur mehr eine periphere Funktion zu. Sie konnten als Sammel- und Orientierungspunkte dienen, in ihrer statisch-hermetischen Struktur aber waren sie nicht beliebig umzunutzen. Gestalt und Aussage ermöglichten eben keine willkürliche Umdeutung, wirkten aber auf die einheimische Erinnerungskultur auch wenig provokativ, sobald die Kolonialherren abgezogen waren. Erst die soziale Praxis der Kolonialherren hatte ihnen gewissermaßen Leben einge-

haucht, ohne diese Praxis standen sie als bloß leere Hüllen einer untergegangenen Ideenwelt an ihrem Standort. Denkmalstürze durch die einheimische Bevölkerung sind deshalb nach dem Sturz der deutschen Kolonialherrschaft offenbar nicht zu verzeichnen, und sie waren auch nicht erforderlich.

Provokativ wirkten die deutschen Kolonialdenkmäler nur auf die Mandatsmächte, die die deutschen Kolonien übernahmen, das heißt die Briten in Ostafrika und besonders die Franzosen in Kamerun: Für sie waren die Denkmäler auch ohne die deutsche kulturelle Praxis als Zeichen verständlich und bedrohlich. Sie entfernten deshalb einige besonders exponierte deutsche Symbole und Denkmäler, um ihre eigene Symbolik an deren Stelle zu errichten und insofern den Herrschaftswechsel sinnfällig zu machen. Das zeigt, daß aus der Perspektive der Europäer die Denkmäler schon durch ihre Gestaltung eine Botschaft enthielten, die auch durch eine neue kulturelle Praxis

LITERATUR:

- Winfried Speitkamp (Hg.), *Denkmalsturz. Zur Konfliktgeschichte politischer Symbolik*, Göttingen 1997 (darin auch der Beitrag von Annette Maas).
- Ders., *Vom deutschen Nationaldenkmal zum französischen Erinnerungsort: Die Hohkönigsburg im Elsaß*, in: Etienne François u.a. (Hg.), *Marianne - Germania. Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext - Les transferts culturels France-Allemagne et leur contexte européen 1789-1914*, Leipzig 1998 (Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 10,1), S. 207-229.
- Ders., *Kolonialherrschaft und Denkmal. Afrikanische und deutsche Erinnerungskultur im Konflikt*, in: Wolfram Martini (Hg.), *Architektur und Erinnerung*, Göttingen 2000 (Formen der Erinnerung, 1), S. 167-191.
- Simone Hild, *Der Herero-Aufstand von 1904 und seine Bedeutung im öffentlichen Gedenken in Südafrika*, Magisterarbeit Gießen 1997.
- Gesine Krüger, *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewußtsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*, Göttingen 1999 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 133).
- Joachim Zeller, *Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewußtsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur*, Frankfurt a.M. 2000.



Abb. 8: Einweihung des „Reiters von Südwest“ am 27. Januar 1912 („Kaisergeburtstag“).

nicht aufgehoben werden konnte. Die in den Objekten enthaltene Identitätszuweisung war aus Sicht der europäischen Erinnerungsgewohnheiten eindeutig und damit riskant; die Denkmäler mußten folglich beseitigt werden.

Es war nur konsequent, daß einige deutsche Kolonialdenkmäler in der Zwischenkriegszeit aus Afrika nach Deutschland zurücktransportiert, hier erneut aufgestellt und als Mahnmale des kolonialpolitischen Revisionismus genutzt wurden. Die für Afrika geschaffenen Objekte übten auch in der gänzlich anderen deutschen Umgebung ihre Wirkung aus. Im Kontext der afrikanischen Erinnerungskultur dagegen waren die Denkmäler tatsächlich leer, wenig bedrohlich, damit aber auch wenig brauchbar für afrikanische Erinnerungsweisen, die auf eine ständige Erweiterung, Umformung und Aktualisierung der Tradition aufbauten.

Denkmäler im kulturellen Kontext

Aus diesem Befund ergibt sich, daß Denkmäler zwar nicht völlig offen sind. Einer Form kann nicht jeder beliebige Sinn qua sozialer Praxis zugeschrieben werden. Aber Denkmäler sind in ihrer Wirkung relativ, bezogen auf den kulturellen Kontext, in dem sie erscheinen. Was im

europäischen Erfahrungs- und Erinnerungszusammenhang provokativ erschien, war im Kontext afrikanischer Traditionsbildung inhaltsleer und funktionslos. Freilich gilt auch das nur zeitbezogen. Im Rahmen antikononialer Widerstände und nationaler Rekonstruktionsbemühungen zur Zeit der Kolonialherrschaft wurde eine flexible Traditionsbildung angestrebt, bei der die starren Kolonialdenkmäler wenig hilfreich sein konnten. Die Geschichte mußte offen gehalten werden, um aus der vorkolonialen und kolonialen Entwicklung Bausteine neuer Identität zu gewinnen. Erst mit der Übernahme der Macht durch die Befreiungsbewegungen und mit den ersten Staatsgründungen in Afrika stieg das Interesse an der Verfestigung der Tradition, an der Fixierung legitimierender Herrschaftsmythen. Es ist daher kein Zufall, daß genau jetzt die dafür besonders geeigneten Denkmäler nach europäischem Muster, ergänzt um Elemente vorkolonialer einheimischer Symbolik, in die offizielle Selbstdarstellung der neuen afrikanischen Staaten aufgenommen wurden. Wenn man so will, war dies ein später und ungewollter Erfolg der europäischen Kolonialherren und ihrer Denkmäler. •